



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73.

Samstag, 27. März

1926.

Schellbruch.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Georg Julius Peterjen.

(Nachdruck verboten.)

Sie wurde nicht enttäuscht. Alfred Grünau, der früh mitverdienen mußte, zeigte sich in der Volksschule als ein begabter und fleißiger Junge. Als er aber vor der Schulentlassung stand und sich für einen Lebensberuf entscheiden sollte, setzte er seine Gönner in nicht geringe Verlegenheit. Von einem Handwerk wollte er nichts wissen; er wollte aber auch nicht Kaufmann werden oder einen anderen Beruf mit sitzender Lebensweise ergreifen; er wollte nicht einmal studieren — obwohl ein Studium sich von selbst verbot. Er wußte nicht, was er wollte. Oder doch: er verriet es nicht — seiner Mutter zuliebe. Es zog ihn nämlich in die weite Welt, als Schiffsjunge, Löwenbändiger oder etwas Ähnliches. Irgendein Abenteuerdrang steckte in ihm und ließ ihn alles verworfen, was ihm als Beruf vorgeschlagen wurde. Als es Ostern war, hatte er noch keine Lehrstelle; die Gönner zogen sich verstimmt zurück.

Ein halbes Jahr war er der Kummer seiner Mutter. Dann ganz plötzlich entschied er sich für den Soldatenberuf. Er wurde in die Unteroffizierschule aufgenommen, blieb bei der Stange und zeichnete sich sogar durch Eifer und Tüchtigkeit aus; nach wenigen Jahren trat er als Unteroffizier in ein preussisches Infanterieregiment. Zwölf Jahre gehorsamen Dienens lagen vor ihm.

Und nun trat allmählich das in Erscheinung, was sich früh geregt hatte, aber von ihm und anderen nicht erkannt worden war. Seine Lust an Abenteuern schlug Bahnen ein, deren Vorhandensein er staunend erlebte. Es gab nicht nur sogenannte bürgerliche Berufe, nicht nur Menschen, die einer vorgezeichneten schnurgeraden Linie folgten, sondern — etwas seltener zwar — auch solche, die eigene Wege gingen. Er dachte dabei weniger an Erfinder, Denker, Künstler — so hoch verstiegen sich die Gedanken des zwanzigjährigen Unteroffiziers noch nicht —, er dachte auch weniger an Polarforscher und Löwenjäger, an Schwertschluder und Seiltänzer, obwohl er diese Leute aufrichtig bewunderte. Was diesen jungen Menschen, der tagsüber ein muster-gültiger Untergebener, ein vorbildlicher Vorgesetzter war — dies trotz seiner großen Jugend —, in allen seinen Freistunden beschäftigte, das war die merkwürdige Sucht in Dinge einzudringen, die mit seinem Soldatenberuf nicht das allergeringste zu tun hatten.

Dem jungen Mann, der sich von allen Vergnügungen fernhielt, ohne die Kameradschaftlichkeit zu verlezen, der gelehrte Bücher las, Sprachstudien trieb und deshalb im ganzen Bataillon — vom Major bis zum Musketier herab — den Spitznamen „Der Doktor“ führte, ohne sich darüber zu ärgern — diesem jungen Mann fiel eines Tages im Vorzimmer des Stabsarztes ein Buch in die Hände, das er sich ausbat und dann in einem Zuge durchlas. Es führte den Titel „Rätsel in uns“. Dem fieberhaft Erregten war, als eröffne sich ihm ein unbekanntes, unermeßliches und zerklüftetes Land. Aber auch ein Land, in das er ohne weiteres seinen Fuß setzen durfte, weil er die Mühe nicht scheute, es zu durchwandern und weil ihm nicht graute vor den Abgründen, die sich ganz plötzlich oder nach langem, mühseligem

Suchen aufstuten. Denn das war die bestehende, in höchsten Grade reizende Eigenart dieses geheimen Reiches: seine Winkel und Schluchten, seine geheimnisvollen Tiefen mußten gesucht werden.

Er wußte jetzt, was er wollte. Seine Dienstzeit würde er beenden. Er war zu vorsichtig geworden, eine schmale, aber sichere Basis zu verlassen, um sich ins Unbekannte, mochte es auch noch so sehr locken, zu wagen. Er blieb. Wurde Sergeant, Vizefeldwebel und als solcher Bataillonschreiber; nach zwölf Jahren legte er den hunten Rock ab, Vorgesetzte, Kameraden und Untergebene sahen ihn mit dem gleichen aufrichtigen Bedauern ziehen.

Von der hübschen runden Summe, die ihm ausgezahlt wurde, überließ er einen Teil seiner Mutter, die er trotz seiner fargen Löhnung regelmäßig unterstützte hatte, gönnte sich eine kleine Reise und trat seine Stellung als Polizeibeamter in der kleinen Stadt an; die vorzüglichsten Empfehlungen seines Majors hatten ihn spielend diese Verjüngung finden lassen. Sein Einkommen war klein, sein Ehrgeiz größer, unbeirrbar aber stand sein Ziel vor ihm. Darauf deuteten schon die Bücher hin, die auf dem Brett standen und jeden in Erstaunen setzen mußten, dessen Auge darauf fiel. Tiefgründige, ganz sachwissenschaftliche Werke im Wohn- und Schlafraum eines Kleinstadt-Polizisten? Das war ja wohl...! Hans Witt hatte die Nase kraus gezogen, als er das erste Mal bei seinem Schwager geweilt hatte, und vom bevorstehenden Schützenfest gar nicht mehr reden mögen.

Und nun hatte er, Alfred Grünau, der bisher so einsam, ohne freundliche Nahrung, seinen Weg gegangen war, Hermine Schellbruch gefunden: das war die zweite Offenbarung in seinem Leben, und sie hatte ihn anfangs tief erregt, wie vor Jahren die erste.

Hingen die beiden Offenbarungen nicht überhaupt ursächlich miteinander zusammen? ... Er fragte es sich neuerdings oft.

Schellbruch! ... Um diesen Punkt kreisten seine Gedanken, immer wieder, auch jetzt. Hier strömte irgendwo eine geheime Flut, ein Dunkles, Rätselhaftes; die Wünschelrute täuschte sich nicht.

Der Nachsinnende schüttelte die widerstreitenden Empfindungen von sich ab und erhob sich. Ein „Mia“ auf den beobachtenden Hund und ein halblaut gesprochenes Wort; ein kurzes, freudiges Bellen des Bierbeiners; er wußte, er durfte seinen Herrn begleiten.

XVII.

Lisbeth und Hermine Schellbruch hatten trübe Tage. Sie wußten nicht, was sie von alledem halten sollten. Der Vater mit diesem entsetzlichen Menschen zusammen in einer Wohnung, in der notwendigerweise alles verkommen mußte; er selbst jedem heimlichen Drängen unzugänglich, düster, stumm und — das bewiesen sein Aussehen und die erloschenen Augen — tief leidend; Hans und Alfred schweigsamer als früher.

Lisbeth Schellbruch litt unter diesen Verhältnissen

ungleich schwerer als Hermine; denn zu all dem Trüben kam das ungeklärte Verhältnis zu ihren Schwiegereltern. Sie sah den alten Bäckermeister Witt häufig. Früher hatte er niemals unterlassen, dem hübschen Mädchen wohlgefällig unter den Hut zu gucken, und ein Scherzwort — so im Vorbeigehen — hatte seinen Gruß aufs Schönste ergänzt. Das war jetzt anders.

Wenn Bäckermeister Witt sen. in weißer Mütze und ebensolcher Schürze vor seiner Haustür stand und sich von der milden Herbstsonne bescheinen ließ, dann mußte sein Blick im Umherschweifen wohl oder übel auf das glänzende Schild auf der anderen Straßenseite fallen. „Hans Witt, Bäckerei“ stand da, und es stand da wie zum Hohn. Aufreizend war es, eine Schande und ein Skandal, und die Gewissensbisse, die sich zuweilen hinter der breiten Brust regten, wurden von dem Zorn bald erstickt. Vor drei Tagen war es gewesen. In der Ziegenfenne, dieser prächtigen Allee, von der man einen weiten Ausblick über grüne Wiesen genoss, war dem Meister Lisbeth Schellbruch begegnet. Sie hatte vor sich hingesehen, wie in tiefes Nachdenken versunken und vergraben. Der Männer Schritt hatte sie aufblicken lassen. Und was hatte Meister Witt da gesehen? Ein blaßes Gesicht mit umflorten Augen, einen Mund, um den es nur immer zuckte. Ihre Augen hatten sich getroffen. Im Vorbeigehen war es wie ein Hauch „Guten Tag, Herr Witt“ zu dem stolzen Mann gedrungen; der Gruß war natürlich nicht erwidert worden.

Hinterher glaubte der Mann mit dem gemächlichen, auf Vermögen und Ansehen hinweisenden Gang immer wieder dies demütige „Guten Tag, Herr Witt“ zu vernehmen. Es war ihm einfach nicht mehr aus den Ohren gekommen. Aber nein, das Mädchen war schuld an allem! Wenn sie dem Jungen nicht den Kopf verdreht hätte, könnte man noch in Ruhe und Behagen seinen gewohnten Spaziergang in der Ziegenfenne machen und brauchte sich nicht so maßlos über den unbotmäßigen und — Gott sei Dank! — für immer verstoßenen Sohn zu ärgern, jawohl! Und das Mädchen hätte noch die Kundschaft bei ihm, Karl Witt.

Doch was geschieht da? ... Soll man es glauben? ... Hans Witt tritt vor seine Tür, und auch er präsentiert sich in blendender Weiße. Ist es Zufall? ... Witt sen. wendet den Kopf schnell nach der anderen Seite. Aber er ist gewohnt, die Straße mal hinauf, mal hinab zu blinzeln. Nach fünf Minuten des zwecklosen Hinstarens auf das Schaufenster des Kaufmanns Seiler wendet er den Kopf zurück: Hans Witt steht immer noch da. Nun, kann er nicht stehen, wo er will? ... Aber — und das ist auffallend — er blickt wie hypnotisiert zu seinem Vater hinüber, mit Augen allerdings, in denen nichts von Willenslosigkeit steht, sondern weit eher flammender Zorn. Der Alte sieht es — ach, die Straßen sind so eng! — er sieht es und gibt sich einem noch viel größeren Zorn hin, aber äußerlich bleibt er ruhig. Er weiß nicht, daß in diesen sprühenden Augen die Antwort auf die Herzlosigkeit steht, die er vor drei Tagen begangen hat; Hans Witt hat nicht nachgelassen, bis seine Braut, die vollkommen haltlos in seinem Arme lag, ihm von jener Begegnung erzählte. Nun stellt er sich schützend vor sie. Es ist, bei seinem Charakter, nicht anders zu erwarten; aber sozusagen in aller Öffentlichkeit einen wortlosen Kampf mit seinem eigenen Vater auszufechten, ihn mit Blicken zu erdolchen, das ist eine schwierige Sache.

Wer wird liegen? ... Bäcker Witt sen. wendet nicht mehr den Blick ab, sondern begegnet dem herausfordernden seines Sohnes mit dem ganzen Groll der beleidigten Autorität. Wer wird zuerst den Kampfplatz verlassen? ... Keiner von beiden denkt daran. In den Augen des einen steht: Dummer Junge, du willst mich, deinen Vater, zum Gespött der Leute machen? Ungehorsamer, Widerpenstiger, gehe in dich! — Die Augen des anderen sprechen: Du willst ein Mädchen, ein unglückliches Menschenkind, das dir den schuldigen Gruß bietet, wie Luft behandeln? ... Lisbeth Schellbruch, meine Braut, und bald meine Frau? ... Fast möchte man sagen: Schäm' dich!

So stehen sie da, volle zwei Stunden, beide in vollem Wids, eine Frende für jedes Auge. Ein paar mal

kommt Frau Witt an die Tür und steht ihren Mann an, hereinzukommen, weil überall Leute stehen und gaffen; er knurrt verächtlich.

Doch dann geht durch den starken Körper ein Auck, der Blick wird unsicher. Nicht neben seinem Gegner taucht ein feines, schmales Gesicht mit erschreckten Augen auf. Meister Witt kann nicht anders, er muß sich abwenden; vielleicht ist er auch schon mürbe. Er lacht ein paarmal auf, so recht geringschätzig, sagt laut „Bah!“ und geht ins Haus. Auch Hans Witt geht mit Lisbeth in seinen Lagen, als Sieger, aber der Sieg zehrt selbst an diesem fröhlichen Gemüt. (Fortsetzung folgt.)

Nie wieder!

Von Hugo von Koller.

Ob es in der neuen, modernisierten Türkei noch eben so ist, daß die türkische Damenwelt in den Eisenbahnzügen, Lokaldampfern und anderen Verkehrsmitteln streng von der Herrenwelt getrennt ist, weiß ich nicht, glaube es aber nicht. Früher kam es fast einem Verbrechen gleich, wenn ein Herr sich auch nur versehentlich in das Abteil für türkische Frauen verirrt. Deshalb war auch auf der Vortorbahn Stambul-St. Stefano an dem Halbcoups des 1. Klasse-Wagens an jedem Zuge ein großes Plakat angebracht mit der türkischen und französischen Aufschrift „Türkische Frauen“. Freilich war dies Halbcoups durch eine Tür mit dem großen Abteil 1. Klasse verbunden, aber ein streng reserviertes Gebiet. Wenn in dem Halbcoups auch die schönsten Türlinnen saßen, und man selbst in dem Nebenabteil fast Rücken an Rücken mit ihnen befand, so war doch die Trennung eine unüberbrückbare.

Und doch war mir das Schicksal einmal günstig oder — ungünstig! Es brachte mich in der Tat einmal mit einer damals schon emancipierten echten Türkin zusammen in ein Abteil. Und zwar mußte ich allein mit ihr eine Stunde lang fahren. Es war zweifellos eine nicht ganz ungefährliche Sache, und ich hätte, wenn es schief ging, eventuell eine häßliche Geschichte auszubaden gehabt, trotzdem mich gerade diesmal absolut keine Schuld traf.

Ich wohnte zum Sommeraufenthalt in St. Stefano, hatte mein Bureau in Pera und fuhr jeden Morgen mit der Vortorbahn nach Stambul, um nachmittags auf demselben Wege nach Stefano zurückzukehren. Einmal war ich infolge vieler Arbeit gezwungen, länger als sonst im Bureau zu verweilen und konnte erst abends ziemlich spät nach St. Stefano zurückkehren. Ich kam auf den Bahnsteig in Stambul und wollte das Abteil 1. Klasse, das um diese Tageszeit voraussichtlich vollständig leer war, besteigen. Als ich die Wagentür öffnete, sah ich zu meiner größten Überraschung darin eine ebenso elegante wie hübsche türkische Dame sitzen, die den Schleier zurückgeschlagen hatte. Einen Moment verließ mich meine, sonst in ähnlichen Fällen erprobte und bewährte Geistesgegenwart, ich wußte nicht recht, wie ich mich benehmen sollte. Einestheils kam mir die Geschichte spahia vor, indessen war ich nicht gesonnen, mich von einer Türkin aus einem Abteil, dessen Benützung mir rechtlich zustand, so ohne weiteres vertreiben zu lassen. Und dies um so weniger, als es das einzige Abteil im Zuge war. Da die Türkin aber keine Anstalt machte, auszuweichen, oder in das kleine Damencoups herüberzugehen, nahm ich mir die unerhörte Freiheit, diese Hanum anzusprechen und sie höflichst darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich hier in einem Herrenabteil befände, das Coups für türkische Damen sei nebenan. Sie rührte sich aber auch dann noch nicht, und da sie nicht einmal ihr Gesicht wieder verdeckte, durfte ich annehmen, es mit einer nicht gerade allzu strengdenkenden Türkin zu tun zu haben. Auf meine nunmehrige direkte Aufforderung, in das danebenliegende Abteil für türkische Frauen umzusteigen, reagierte die Dame durchaus lauer und fragte mich höflich lächelnd: „Fürchten Sie sich vor türkischen Damen?“ Ich erwiderte prompt: „Nein, Hanum Effendi, das nicht; aber ich bin besorgt wegen der Folgen, die Ihnen daraus erwachsen können, wenn Sie mit einem europäischen Herrn allein in einem Eisenbahnabteil fahren.“

Schon setzte sich der Zug in Bewegung. Ich sprang hinein, schlug die Tür hinter mir zu und sah nunmehr tatsächlich mit einer Türkin allein im Coups. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, dachte ich bei mir, zog mein Zigarettenetui aus der Tasche und fragte um Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Die Hanum erwiderte lächelnd: „Wenn Sie mir auch eine Zigarette geben wollen, dann — ja.“ Wenn man in der Türkei zusammen eine Zigarette aus demselben Etui raucht, ist man schon „gut Freund“. Nun begann ich eine ungenierte Konversation mit meiner Reisegefährtin, der diese Sache Spaß zu machen schien. Sie selbst brachte das Gespräch

auf das derzeitige Unmoderne in der Toilette der türkischen Frauen. Ich erzählte ihr dabei, daß mir vor kurzem ein türkischer Lebemann gesagt habe, er liebe zwar die europäischen Toiletten und eleganten Dessous bei europäischen Damen, würde aber seine eigene Frau einfach hinauswerfen, wenn sie in seinem Hause anders als in türkischen Pumphosen gekleidet erschiene. Mein hübsches Gegenüber lachte ein helles Lachen und sagte, daß sie sich schon um ihrer selbst willen vollständig nach der neuesten Pariser Mode kleide. Ich machte ein ganz verschämtes Gesicht und erlaubte mir mit heit spräche! Dabei glitten meine Augen indistret an ihrem heit spräche! Dabei glitten meine Augen indistret an ihrem Freiridich (schwarzer Seidenmantel) herunter. Die hübsche Türkin war nicht prüde, mit einer demonstrativ ad oculos bewies sie mir sofort, daß sie nicht renommierter hätte.

Der Zug brauste weiter und hielt glücklicherweise, wie mehrere Eilzüge des Vorortverkehrs, nur einmal, und zwar in Matrifieu, der letzten Station vor St. Stefano. Wir hatten also Zeit, unsere anregende Unterhaltung weiter fortzuspinnen. — In Matrifieu stiegen in das neben dem unterigen gelegenen Damencoups — zum Entsetzen meiner Reisegefährtin — zwei alte Türkinnen ein.

Nun konnte sie ihre Absicht, sich vor der Ankunft in St. Stefano in das Halbcoups zu flüchten, nicht mehr ausführen, denn die alten Sanams nebenan hätten doch einen Mordslärm geschlagen, wenn eine Türkin aus dem Herrenabteil herausgekommen wäre. Sie hatte sich schon gleich von Anfang an vom Fenster weg auf einen Mittelplatz gesetzt, um nicht etwa von irgend einem Bahnsteige aus bei der Durchfahrt durch die Stationen gesehen zu werden. In der letzten Viertelstunde unserer gemeinsamen Fahrt wurde die Sanam plötzlich ängstlich und fürchtete, beim Aussteigen in St. Stefano gesehen zu werden. „Wenn dies Coups leer wäre“, sagte sie, „könnte ich daselbe ja benutzen haben, — das Damencoups hätte ja bei der Abfahrt bereits besetzt sein können. Aber jetzt dürfen Sie, mein Herr, auf keinen Fall mit mir zusammen in St. Stefano aus demselben Coups aussteigen.“ — Dies leuchtete auch mir ein, aber wie war dies zu vermeiden? Es wäre auch für mich selbst recht peinlich gewesen, in St. Stefano, wo mich jeder Mensch kannte, und wo bei Ankunft der Züge aus der Stadt stets eine Menge Menschen versammelt war, mit einer Türkin aus ein und demselben Coups auszusteigen. Ich konnte mich aber doch unmöglich zu den beiden alten Türkinnen in das Halbcoups nebenan setzen. Ich hätte riskiert, daß die beiden Weiber vom Schläge gerührt worden wären. —

Meine Reisegefährtin wußte Rat! „Sie müssen“, nun nannte sie mich bei meinem richtigen Namen, — auch das noch! — „vor St. Stefano aus dem Coups auf das Trittbrett hinaussteigen, und wenn der Zug anfängt, langsam zu fahren, abspringen.“ Dieser Vorschlag erschien mir wenig menschenfreundlich und war mir keineswegs sympathisch. Aber es blieb schließlich kein anderer Ausweg übrig. Ich bereute schon, mich auf dies blödsinnige Abenteuer eingelassen zu haben, aber zu Reflexionen irgend welcher Art war es ja nun zu spät. Ich mußte mich wohl oder übel von der Türkin verabschieden. Vorsichtig öffnete ich die Tür und trat auf das Trittbrett hinaus. Auf diesem stehend fuhr ich noch eine kurze Strecke mit und sprang dann ab. Dabei überschlug ich mich und kollerte in den glücklicherweise mit hohem Gras bewachsenen Graben. Etwas lachend kam ich dann zu Fuß in St. Stefano an. —

Nie wieder mit einer Türkin allein in einem Coups.

Dinge um Goethe.

Von Hans Gassen.

Die Briestafche.

Schwester Cornelia hat sie Goethe gestickt.

Es war in den Tagen, da der „Werther“ den Bruder berühmt gemacht hatte.

Die Wertherfarben Weiß, Grün und Rosa zieren die Tafche. Sie ist Goethes Begleiterin gewesen bis ins hohe Alter; sie hat dem jungen Dichter und dem würdigen Gehelmrat gedient.

Heute sind ihre Farben verblaßt; sie ruht im Frankfurter Goethehaus und wird ob ihrer Größe von den armen Menschen unserer Tage bewundert.

Das Reiseschreibzeug.

Heute haben's die Dichter einfacher. Sie stecken den Füllfederhalter in die Tafche oder sie haben eine kleine Reiseschreibmaschine im Koffer.

Goethe benutzte das Reiseschreibzeug, das Pastor v. Kugelgen ihm schenkte. Es ist eine lederne Kibbe, in der zwei Tintensässer stecken. Die Feder schnitt er sich, dem Brauche folgend, jeweils selber.

Alle Reisebriefe, alle Dichtungen, die auf Reisen entstanden, sind mit diesem Schreibzeug geschrieben.

Ein gutes Teil des Werkes Goethes ist verknüpft mit dem unscheinbaren Ding, das einst recht ansehnlich gewesen sein mag. Im Goethehaus zu Frankfurt ist's zur Schau gestellt.

Die Uhr.

Sie stand in Goethes puritanisch einfachem Schlafzimmer und war gewiß das Schmuckstück des schlichten Raumes. Die Pyra des Dichters zeigt sie, auf braunem, schwarzgerandetem Holzsockel sich erhebend.

In die Träume Goethes klang ihr Schlag.

Ihr Tiden ging einher neben seinem Herzschlag.

Und als sein Herz stillestand, da hielt auch die Uhr inne in ihrem Lauf.

Dann kam sie nach Frankfurt, mit vielen anderen Dingen, die von ihm künden, dem großen Lichtbringer.

Das Fernrohr.

Ein Lieblingsstück des Dichters.

In Thüringen, Italien und der Schweiz war das Rohr sein Gefährte. Ein Abglanz seiner leuchtenden Augen ist haften geblieben an dem toten Ding, das gleißt und strahlt im hereinbrechenden Sonnenlicht.

Wenn es sprechen würde, es erzählte von der Hand, die es sorgsam erkafte und emporhob, und von den Augen, die durch seine Gläser sahen.

Es spräche von den Landschaften, die Goethes Fuß durchstreift, die ihm nahe gerückt wurden durch das Rohr, ihm und seiner nimmerlassenden, nach Schönheit und Wahrheit durstenden Seele.

Ja, wenn alle die toten Dinge reden könnten, wir führen mehr vom Menschen Goethe als aus dieselbigen Solanten und klugen Büchern über ihn und sein Werk.

Aber sie schweigen, die toten Dinge.

Manchmal nur will es scheinen, als lächelten sie, aber es ist wohl nur ein Sonnenstrahl, der über sie hingehet oder ein Abglanz vom Himmelsdom, der sich blau und ewig wölbt über der uralten Stadt am Main.

Frauen-Zeitung

Wann ist die Frau am anziehendsten? Die Frau von heute sucht sich in ihrer Erscheinung immer mehr dem jungen Mädchen, ja, dem Bäckfisch, zu nähern, und wenn man auch diese Sehnsucht nach Jugend und Frische verstehen kann, so schließt sie doch einen großen Jertum in sich. Seitdem Balsac die „Frau von 30 Jahren“ und Bouget die „Frau von 40 Jahren“ entdeckte, haben die Männer immer mehr Verständnis für die Dame in reiferen Jahren bekommen. Wenn sie zu den seelischen und den Charaktereigenschaften, die nur eine längere Erfahrung und eine geschlossene Weltanschauung verleihen kann, noch die Reize jüngerer Jahre hinzufügt, wie es heute so vielfach geschieht, dann ist sie wirklich die „ideale Frau“, die die größte Anziehungskraft ausübt.“ Die Ansicht vertritt ein englischer Psychologe, der auf die großen Erfolge der Frau in reiferen Jahren in unseren Tagen aufmerksam macht. „Jugend hat Begeisterung, eine gewisse Lebenslust und Anmut“, schreibt er, „aber selten ausgeprägte Persönlichkeit, und deshalb kann das junge Mädchen den anspruchsvollen Mann auf die Dauer nicht fesseln. Die „mittelalterliche“ Frau aber besitzt in ihrem Auftreten eine Suggestivkraft, die auf den Mann auch dann den Eindruck nicht verfehlt, wenn die Frau im körperlichen Sinne nicht mehr anziehend ist. Die reife Frau hat bereits viel erlebt; sie ist ruhig geworden und duldsam; sie will nicht mehr mit ihrem Kopf durch die Wand, sie weiß auf den Mann einzugehen, sie versteht ihn und ist ihm die beste Gefährtin. Das weibliche Geschlecht hat die Gabe, sich so harmonisch und allseitig auszubilden, wie es dem Mann nur selten gelingt. Ninon de Lenclas sah noch mit 80 Jahren die Männerwelt zu ihren Füßen. Die glücklichsten Ehen sind durchaus nicht immer die, die man Anfang der Zwanzig eingeht. Das zeigen viele Scheidungsprozesse. Die Frau in reiferen Jahren bringt dauerhaftere Werte in die Ehe, die nicht so rasch verfliegen wie ein hübsches Gesicht und eine gute Figur. Sie wird häufig ihres Erfolges sicher sein, wo Schönheit und Jugend verlagen. Jedes Alter der Frau hat seine Reize, aber die beständigen zeigen sich erst in höheren Jahren. Die Entfaltung einer eigenen Persönlichkeit, die nach Goethe „höchstes Glück der Erdentinder“ ist, verleiht besonders der Frau einen nie versagenden Zauber; sie erhält dadurch in ihrem Auftreten, in ihrer Unterhaltung und in ihrem Wesen eine Grazie, die sie auch noch im Alter verführerisch erscheinen läßt. Diese Eigenschaft ist es, die so häufig der reifen Frau alle Huldigungen zuträgt, auch wenn sie sich in einem Kreis von jüngeren Damen befindet. Nur Reife und Erfahrung bringen solche Gaben ans Licht.“

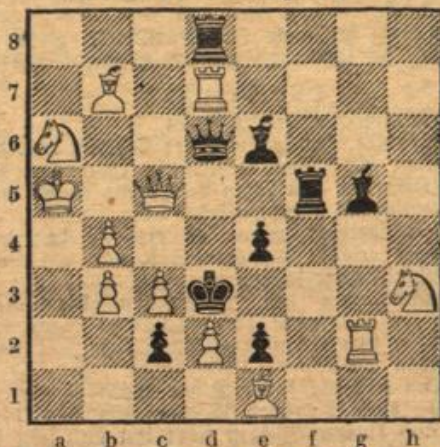


Schach



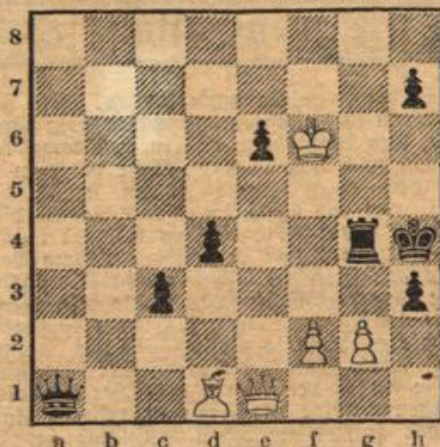
Bearbeitet von R. Wedesweiler.

759. S. Boros-Budapest (1926).



Weiß: Ka5, De5, Td7, g2, Lb7, e1, Sa6, h3, Bb3, b4, c3, d2;
Schwarz: Kd3, Dd6, Td8, f5, Le6, g5, Bc2, e2, e4.
Matt in 2 Zügen.

760. J. Groß-Karlovac (1896).



Weiß: Kf6, De1, Ld1, Bf2, g2;
Schwarz: Kh4, Da1, Tg4, Bc3, d4, e6, h3, h7.
Matt in 2 Zügen.

761. S. S. Lewmann-Moskau (1926).

Weiß: Kb8, Ta6, h8, La5, g6, Se8; Schwarz: Kd7, Sg7, Be7.
Matt in 2 Zügen.

759. I. Preis im Intern. Turnier der Zentralen Schachsektion der S. S. S. R. Die Schlüsselfigur ist unschwer zu finden; sie muß den starken Drohzug ausführen, nach dem im schwarzen Lager alles wegsperrend durcheinander stürzt. (Schwarze Interferenz!) — 761 VII. Preis im selben Turnier. Hübsche Wirkung bei einfacher Konstruktion. Fesselungsthema. — 760. Das erste Problem des bekannten kroatischen Aufgabendichters, der jetzt auf eine dreißigjährige erfolgreiche Schachtätigkeit zurückblickt. Ein starker, fast plumper Schlüsselszug, aber ganz nette Abspiele.

Weitere Schachwettkämpfe.

Nach dem Semmering kommt zunächst Dresden. Zugesagt haben schon: Aljechin, Nimzowitsch, Rubinstein, Steiner und Blümich; eingeladen sind noch: Vidmar, Torre und v. Holzhausen. Die Zigarettenfabrik Haus Bergmann hat den I. Preis von 1000 Mk. gestiftet und zwei Preise für die schönsten Partien, je 5000 Stück allerfeinster

Zigaretten. Da darf aber Sämisch nicht fehlen. — Zu Pfingsten wird in Prag das Vierstädte-Turnier Berlin-Budapest-Prag-Wien stattfinden; 1925 war Berlin an letzter Stelle.

Partie Nr. 360. — Indisch. — Semmering, 3. Runde.
Weiß: Aljechin; Schwarz: Gilg.

1. d4, Sf6; 2. c4, e5; 3. dxe5, Sg4; 4. e4, Sxe5; 5. f4, Sc6! 6. a3, a5; 7. Sc3, Le5; 8. Sd5 (Schon ein zwar noch versteckter Angriff; aber Dr. Tarrasch lehrt: Erst entwickeln, dann angreifen.) ... 0-0; 9. Ld3, d6; 10. Dh5, Sd7; 11. Sf3, h6; 12. g4! (Kühn, doch ohne Vorsicht.) Sf6; 13. Sxf6, Dxf6; 14. f5, Sd4! 15. g5, Sxf3+; 16. Dxf3, hxcg; 17. h4, Te8 (Nun fängt der Schwarze an anzugreifen.) 18. Kd1, gxc; 19. Kc2, Ld7; 20. Ld2, Ta6; 21. Dh5, La4+; 22. Kc1, Tb6; 23. Ta2, Ld4; 24. b4, Le3! — Weiß ist bereits in klarer Verluststellung, aber verlieren ist im Schach manchmal schwerer wie gewinnen. Aljechin spielte noch bis zum 67. Zug, um dann endlich aufzugeben.

Lösungen.

747. 1. Sb3 (Richtig und recht nett.) — 748. Dg7. — 749. 1. Tc3, Lxc3; 2. Kxc3; 1. ... Lc1; 2. Ta1+; 1. ... La1; 2. Txa1+; 1. ... La3; 2. Kxa3. — 750. Wie uns mehrere Löser mitteilten, führt der Schlüsselszug 1. De6 nach 1. ... Lf1 nicht zum Matt; also unlösbar. Der Verfasser fand den Fehler unterdessen auch und verbessert sein Problem durch einen schw. Bb5 statt Lb5. — 751. 1. Tf3, b1d; 2. Tb3! Dxt patt andere Züge des Schwarzen führen auch nicht zum Ziel. — 752. 1. Da1 (der Bb8 gehört weg). — Löserliste: Die Herren R. Knebel, A. Wirth, J. Schmitt-Biebrich, Paul Jung, Joh. Scheurer, Paul Krüger, S. Gradstein, C. Z. K. Stubenrauch-Mainz.

Briefkasten. Herrn A. D.: Dank und Gruß zurück.



Rätsel



Bilder-Rätsel.



Kopfwechsel-Rätsel.

Mit L nennt's jeder Kaufmann sein,
Mit F gebraucht's das Schneiderlein,
Mit W hat's Kind und Frau und Mann,
Mit M es viel verderben kann.

Kreuz-Rätsel.

1	2
3	4

1-2 Singvogel.
3-4 Längenmaß.
3-2 weiblicher Name.
1-4 Längenmaß.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 67.

Silbenaustausch-Rätsel: Feldherr, Leder, Egel, Tante, Toga, Nase, Erde, Rasen, Flettner. — Zahlen-Rätsel: Folterbank, Oberon, Lateran, Telefon, Elefant, Robbe, Braten, Altona, Natter, Kanne.

Richtige Lösungen sandten ein: Käte u. Gretel Engliort, Marga de Fallois, Werner Hansen, Else Haß, Dora van Holand, Lissy Kahle, Eva Laser, Ly Luft, Marie Oehrlin, Edgar Schieyer, Hellmut Thomä, Hans Ulrich, Gustav Wendt, sämtlich aus Wiesbaden; Elli Bach, Karli Pfütz, Alfred Zuber aus Sonnenberg; Marie Ziegler aus Erbenheim; Reinhold Wagner aus Usingen.